

FABIAN NEIDHARDT

HAYMON

IMMER
NOCH
WACH



ROMAN

Alex ist 30, hat gerade ein Café eröffnet, macht Zukunftspläne mit seiner Freundin. Und jetzt muss er sterben. Die Diagnose verändert alles. Alex trifft eine Entscheidung, die für die Menschen, die ihn lieben, schwer zu ertragen ist: Er will sein Lebensende allein im Hospiz verbringen.

Doch im „Haus Leerwaldt“ lässt der Tod auf sich warten – und plötzlich macht Alex' Leben erneut eine Kehrtwendung. Aber wo anfangen, wenn man bereits abgeschlossen hat? Es ist der sterbens-
kranke und doch so lebendige Kasper, der Alex auf eine Idee bringt ...

Fabian Neidhardts Roman lässt dich spüren, dass es die klei-
nen Dinge sind, die am Ende wirklich bedeutsam werden. Wie dich
deine Freundin weckt, wenn du schlecht träumst. Wie sie mit dir
tanzt, auch wenn du bei der Verteilung des Rhythmusgefühls leer
ausgegangen bist. Und wie dich dein bester Freund im Arm hält,
wenn die Tränen kommen ...

*„Fabian Neidhardt meistert einen erstaunlichen Balanceakt: Einfühl-
sam und rasant erzählt der Roman von nichts Geringerem als dem
finalen Ende – und davon, wie fantasievoll widerspenstig man dem
Tod begegnen kann.“*

Robert Prosser

Fabian Neidhardt

Immer noch wach

Roman

Leseprobe

[...]

2

Haus Leerwaldt war einmal ein Gehöft. Zwei Gebäude aus rotem Backstein, ein alter Schuppen und ein Stall drängen sich um den Innenhof, in dem das Auto hält. Es liegt vielleicht zwei Kilometer außerhalb der Gemeinde, inmitten von Wiesen und direkt an einem Wäldchen. Die Luft ist kalt und frisch, der Wind fährt mir in den Kragen und bläht die Jacke auf. Auf der Wiese neben der Zufahrt stehen Pferde, ich kann kilometerweit sehen, die Sonne scheint und ich habe einen metallisch-salzigen Geschmack im Mund.

Hier lässt es sich sterben.

Ich rede eine Weile mit Doktor Münchenberg, bis er einlenkt und mir ermöglicht, in ein Hospiz zu gehen.

Wir sitzen in seinem Sprechzimmer, zwischen uns die Ergebnisse der Untersuchungen und die Röntgen- und CT-Aufnahmen. Er hört sich meine Beschreibungen der Symptome an, die schlimmer werden. Der Druck unter den Rippen, der mittlerweile ständig spürbar ist. Die Übelkeit, das Übereben, die Kopfschmerzen und die Müdigkeit, die trotz viel Schlaf nicht nachlässt. Er schiebt die Brille nach oben und fährt sich mit Daumen und Zeigefinger über die Augen.

„Herr Fink. Ich sage Ihnen, lassen Sie sich helfen. Wir haben immer noch viele andere Möglichkeiten. Ich kann das nicht gutheißen, was Sie sich antun.“

„Das ist meine Entscheidung.“

Er verschränkt die Arme vor der Brust.

„Wollen Sie nicht wenigstens in Ihrem gewohnten Umfeld ... viele Patienten empfinden es als heilsam, von Familie und Freunden umgeben zu sein.“

„Sie wollen mir helfen? Dann helfen Sie mir dabei.“

„Ich sage Ihnen ausdrücklich, dass Sie gegen meinen ärztlichen Rat handeln.“ Widerwillig wendet er sich dem Computer zu. „Ich gebe Ihnen eine vorläufige Bescheinigung, damit Sie mit einem Hospiz in Kontakt treten können. Falls Sie einen Platz bekommen, kommen Sie nochmal zu mir, dann kriegen Sie die richtigen Papiere.“



Frau Renninger leitet Haus Leerwaldt und ist am Telefon genauso skeptisch wie mein Arzt. Aber ich habe sie, die ärztliche Bescheinigung zur Feststellung der Notwendig-

keit vollstationärer Hospizversorgung nach § 39a Abs. 1 Sozialgesetzbuch, fünftes Buch. Mein Ticket fürs Hospiz. Schließlich setzt Frau Renninger mich auf die Liste. Für meine letzten zwei Monate darf ich hier sein. Wenn ich überhaupt so lange lebe.



Der Wagen wendet und verlässt die Zufahrt. Es ist früher Abend und ich habe den ganzen Tag gegessen. Ich strecke mich in den Wind und bemerke kaum, wie Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand instinktiv die Stelle unter den Rippen suchen und ich einatme.

Es war lange Zeit nicht klar, ob zum richtigen Zeitpunkt überhaupt ein Zimmer frei ist. Viele Menschen sterben, die Warteliste ist lang. Jetzt stehe ich hier und sehe niemanden. Aus ein paar Fenstern scheint Licht, hinter einigen Gardinen flimmert das Fernsehblau. Aber niemand ist auf dem Hof, niemand steht auf den kleinen Balkonen oder sieht aus dem Fenster.

Etwas streicht an meinen Beinen entlang und ich zucke zurück. Die Katze wirft mir einen lauernden Blick zu und läuft um die Ecke des Hauses. An der Wand hängt ein Schild, in pastellfarbenem Braun und Türkis, eine Silhouette der Gebäude, die mich umgeben, darunter der Name.

Haus Leerwaldt. Den letzten Tagen Leben geben.

Zwischen meinen Schulterblättern kribbelt es. Ich räuspere mich, nehme den Rucksack und ziehe den Koffer über den Schotter zur Eingangstür.



Der Mann hinter der Theke ist Anfang 20 und sieht mich so freundlich und vertraut an, dass ich mir sicher bin, dass er mich mit jemandem verwechselt. Er steht auf und ich lege meine Hände auf die Holzfläche des Tresens. Später werde ich wissen, dass Martin zu jedem so freundlich ist.

„Herzlich willkommen in Haus Leerwaldt. Was kann ich für Sie tun?“

„Alexander Fink. Ich möchte ... einchecken? Sagt man das so?“

Er lächelt und beugt sich zu der Tastatur.

„Die meisten sagen gar nichts. Aber die meisten kommen hier auch nicht alleine reingelaufen. Hallo Herr Fink, ich bin Martin. Nehmen Sie gerne Platz, ich sage Frau Renninger Bescheid, dass Sie da sind.“

Indirektes, warmes Licht beleuchtet den Raum, ein heller, türkisfarbener Streifen verläuft in einem Meter Höhe über die Wände. Die Lehnen des Sofas und der Sessel sind aus dunklem Holz, daneben steht eine Pflanze, die aussieht wie eine Palme.

Auf dem kleinen Tisch vor einem Sofa steht eine Schale mit Süßigkeiten, daneben liegen ein paar Zeitschriften. Der Spiegel, die Glamour, die AutoMotorSport, die Lust.

Die Tür neben dem Empfang öffnet sich und Martin tritt mit Frau Renninger heraus. Sie ist älter als auf dem Foto im Internet, die Haare sind kürzer und grauer und das Gesicht hat eine rundere Form, die Brille ist neu. Sie ist nur ein wenig kleiner als ich und hat einen überraschend kräftigen Händedruck.

„Haben Sie gut hergefunden? Kommen Sie. Brauchen Sie Hilfe mit dem Gepäck? Ich gehe davon aus, dass Sie müde sind. Ich zeige Ihnen Ihr Zimmer und lasse Ihnen das Abendessen bringen. Sie können in Ruhe ankommen

und wir unterhalten uns morgen. Dann zeige ich Ihnen auch den Rest unseres Hauses.“

Der Gang ist mit dem gleichen warmen Licht beleuchtet, der Holzboden schimmert und knapp über dem türkisfarbenen Streifen verläuft ein Handlauf an den Wänden. Rechts sind die Fenster zum Hof, auf der linken Seite des Flurs gehen Zimmer ab, jedes mit eigener Klingel samt Messingschild, eingravierter Nummer und einem Feld, auf das eine geübte Hand Namen gemalt hat. Über jeder Tür ist eine unauffällige, zweifarbige Ampel angebracht. Manche Türen sind nur angelehnt und eine so weit geöffnet, dass ich den laufenden Fernseher und ein kleines Nachtlicht in Mondform sehen kann.

Wir kommen an einer Nische vorbei, in der weitere Sessel stehen und von der eine Glastür nach draußen führt. Der Gang steigt sanft an und ich verstehe, dass wir von einem Haus ins nächste gehen. Kurz darauf bleibt Frau Renninger an einem Aufzug stehen.

„Wir befinden uns nun im Matthiasflügel. Ihr Zimmer liegt im zweiten Stock. Wir haben zwar seit vorgestern noch ein Zimmer im Erdgeschoss frei, aber Sie gehören zu den agileren Gästen. Da können Sie noch ein paar Stockwerke überwinden. Sobald sich das ändert, bekommen Sie einen Rollstuhl.“

„Okay.“

Die Fahrstuhltüren öffnen sich und ich folge Frau Renninger durch einen weiteren Flur.

„Wie gesagt, morgen werden Sie durch das Haus geführt, und dann finden Sie sich auch bald zurecht.“

„Okay.“

Vor einer Tür steht eine kleine rote Kerze auf dem Boden, deren Flamme sich sanft bewegt. Wir gehen daran vorbei und ich drehe mich nach ihr um.

„Die Kerze?“

„Der Gast ist heute Nacht verstorben. Im Gemeinschaftsraum brennt eine weitere. So weiß jeder Bescheid.“

„Okay.“

Wir biegen um eine Ecke und bleiben vor einer offenen Tür stehen, Zimmer 208. Frau Renninger zeigt in den offenen Raum.

„Bitte sehr. Ihr Zimmer.“

Durch die beiden Fenster sehe ich die ersten Bäume des Waldes, eine Glastür führt auf einen kleinen Balkon. Das Bett steht unter der Dachschräge, gegenüber ein Tisch und zwei Stühle, darüber ein Fernseher an der Wand. Direkt neben der Zimmertür eine Schiebetür aus Milchglas, die ins Bad führt. Auf der anderen Seite ein in die Wand eingelassener Schrank.

„Falls Sie Fragen haben, neben dem Bett steht das Telefon. Im Notfall können Sie auch den Knopf drücken.“

„Okay.“

„Kommen Sie gut an. Haben Sie eine gute Nacht.“

Sie streckt mir ihre Hand hin und geht. Ich ziehe den Koffer in das Zimmer. Mein Zimmer. Mein letztes Zimmer.

Ich habe keine Erinnerung an ein Leben ohne Bene. Wir kennen uns, seit wir mit zwei Jahren das erste Mal zusammen in einem Sandkasten gespielt haben. Wir haben uns gegenseitig Schaufel und Formen ausgeliehen, ich habe einen Sandkuchen gebacken und Bene ein Eis gemacht, die Waffel aus Plastik, der Rest aus Sand. Bene hat alles probiert. Danach haben unsere Mütter die Spielsachen nach den aufgemalten Nachnamen geordnet und sich lächelnd verabschiedet. Bene und ich jedoch haben uns seither nicht mehr aus den Augen gelassen. Er ist ein Teil meines Lebens. Linke Hälfte meiner Seele.

Wir waren zusammen im Kindergarten und in der Schule, ich habe bei ihm übernachtet, als mein Vater gestorben ist, und wir haben uns gemeinsam fürs Studium beworben. Wir haben zusammengewohnt, er stand bei der Beerdigung meiner Mutter neben mir, durch ihn habe ich Lisa kennengelernt und wir haben uns gemeinsam über unsere Jobs aufgeregt. Über monotone Arbeitszeiten, über nervige Chefs und über dieses beschissene Gefühl, Lebenszeit für etwas zu verschwenden, das einem überhaupt nicht am Herzen liegt.

[...]

Knapp Viertel nach vier in der Nacht, ich bin wach und verzweifelt. Habe gerade die letzten Blätter von der Klopapierrolle gezogen und mich irritiert im Bad umgesehen. Wenn ich mich übergebe, was ich erfolgreich ins Bad verlagert habe, will ich nicht das Handtuch benutzen. Deshalb muss Klopapier da sein, bevor ich es brauche.

Für einen Moment stehe ich unschlüssig neben meinem Bett am Telefon. Nachts ist das Hospiz nur minimal besetzt und ich würde mich über jeden ärgern, der anruft, weil sein Klopapier ausgegangen ist. Aber ich kann runtergehen und höflich fragen.

Erst auf dem Flur wird mir klar, dass ich zum ersten Mal mein Zimmer verlasse und überhaupt keine Ahnung habe, wohin ich muss.

Sind wir am ersten Abend von rechts gekommen? Ich betrachte den schwach beleuchteten Gang. In diesem Haus brennt immer Licht. Alle Türen sehen gleich aus, bis ich vor dem Aufzug stehe. Richtige Richtung also.

Als ich aus dem Aufzug trete, sehe ich rechts die kleine Nische, den Übergang zwischen den beiden Häusern. Ich schleiche durch den Gang und bleibe irritiert vor der Tür stehen, die halb offen steht. Die schon damals halb offen stand.

Auf dem Messingschild neben der Tür steht „K. Haron“. Wahrscheinlich das andere leere Zimmer. Ich halte mich am Türrahmen fest und strecke diskret und neugierig den Kopf hinein. Das sanfte Nachtlicht in Form eines Mondes leuchtet in der Zimmerecke. Der Fernseher ist dunkel und es ist still.

„Du kannst ruhig reinkommen.“

Erschrocken ziehe ich den Kopf zurück. Die alte Stimme kichert heiser und hustet. Ich wage mich so weit ins

Zimmer, dass ich die Konturen des Mannes im Bett erkenne, und warte, bis er sich wieder beruhigt hat.

„Entschuldigung, ich wollte Sie nicht stören.“

„Schon okay. Ich kann nicht schlafen, wenn die Tür zu ist. Aber eigentlich kann ich sowieso nicht schlafen. Deshalb krieg ich viel mit.“

Er knipst das Licht auf dem Nachttisch an. Das Bett summt und der Oberkörper des Mannes richtet sich auf. Dieses Zimmer sieht nach Krankenhaus aus. Über dem Mann eine Triangel aus grauem Plastik und neben dem Bett eine blinkende Maschine, aus der durchsichtige Kabel bis zu seiner Nase führen. Seine Haut ist fleckig und eingefallen, ich ahne die Konturen des Schädels unter den Falten und den altersgrauen, dünnen Haaren. Die Augenbrauen sind buschig und die Bartbehaarung voller als der Kopf. Er setzt sich eine große, dunkelbraune Hornbrille auf, die heute wieder in Mode ist, sie scheint in die Nase einzusinken. Als er aufrecht sitzt, streckt er die Hand aus. Schmal, mit dicken Gelenken, aber ein kräftiger Griff.

„Ich bin Kasper.“

„Alex, hallo.“

„Du bist neu hier, oder?“

„Knapp zwei Wochen.“

„Also auch ein Gast. Na und, was fehlt uns denn?“

[...]

Ich rufe Bene aus dem Auto an, direkt nach der Diagnose. Lisa fährt und auf meinem Schoß liegen die Dokumente, die Doktor Münchenberg mir mitgegeben hat. Es klingelt dreimal, dann hebt er ab.

„Und?“

„Magenkrebs. Endstadium.“

Ich hätte alles andere sagen können, und er hätte erstmal gesagt, „Du verarschst mich“. Aber nicht bei Krebs. Bene schweigt und das Café treibt im Hintergrund. Die Unterhaltungen, immer wieder klirrendes Geschirr und die Musik.

„Gottverdammte Scheiße.“

„Richtig.“

Selbst wenn ich wollte, mehr könnte ich nicht sagen. Ein Kloß drückt sich den Hals nach oben und ich spüre die Kopfschmerzen, die schon fast normal sind.

„Seid ihr gerade rausgekommen?“

„Ja.“

„Und jetzt auf dem Weg nach Hause?“ Er denkt nach, produziert leise quietschende Geräusche mit den Lippen. „Ich muss hier weitermachen.“

„Klar.“

„Wenn ich nachher komme, seid ihr dann noch wach?“

„Ja.“

„Okay. Lisa fährt?“

„Ja.“

„Sag ihr, ich komme später. Sie soll auf jeden Fall bei dir bleiben.“

„Als ob sie was anderes machen wird.“

„Oh, du kannst ja mehr als nur Ja sagen.“



Lisa öffnet ihm, er drückt ihr drei Flaschen Malzbier in die Hände und kommt mit ausgestreckten Armen auf mich zu. Ich stehe im Flur, kann nur dastehen und ihn auf mich zukommen, mich in den Arm nehmen lassen. Und dann heule ich los.

Zwölf Jahre vorher war es ein anderer Flur und ein anderer Grund, aber eine sehr ähnliche Umarmung. Die Polizei hatte sich gerade verabschiedet und ich stand noch vor der Tür, hatte mich bis zu diesem Moment zusammenreißen können, und dann brach es aus mir heraus.

Er hält mich fest, Lisa drückt sich an uns vorbei ins Wohnzimmer. Wir stehen noch eine ganze Weile, meine Arme hängen einfach herab, ich nasse seine Jacke durch und ziehe immer wieder den Rotz die Nase hoch. Er bleibt ruhig, und ich spüre den Druck seiner Arme um meinen Körper und sein Herz, wie es stetig schlägt.

Ich atme ein paar Mal tief durch und passe meinen Herzschlag an seinen an, beruhige mich von Schlag zu Schlag und erst, als ich meinen Kopf hebe, lockert er seinen Griff. Ich wische mir den Rotz und die Tränen weg, Bene sieht an sich herunter und ich muss grinsen.

„Sorry.“

„Schon okay.“

Lisa gibt mir ein Taschentuch und Bene öffnet die Flaschen. Er hebt seine und wir sehen ihn fragend an. Er zuckt mit den Schultern.

„Keine Ahnung, worauf wir anstoßen. Auf ... uns.“ Dabei klingt er genauso hilflos, wie ich mich fühle. „Krasser Scheiß, Alex. Wie geht's jetzt weiter?“

„In einem halben Jahr bin ich tot.“

„Wer weiß. Erinnerst du dich noch an Philipp? Der ist doch Arzt geworden. Und der sagte damals, in der Medizin gibt es nichts, was es nicht gibt. Manche Sachen sind sehr unwahrscheinlich, aber alles kommt vor.“

„Klar, aber es ist nicht die Regel. Die Regel ist, dass die Leute im Krankenhaus liegen und vielleicht sogar ein bisschen länger leben. Aber die Zeit, die sie noch haben, verbringen sie dort, und was hat das dann für einen Sinn?“

Für einen Moment schweigen wir und ich weiß, dass wir alle an meinen Vater denken. Bene greift nach meinem Kopf und küsst meine Schläfe.

„Wir gehen erstmal alle schlafen. Du musst noch überhaupt nichts entscheiden.“

Ich nicke. Ich habe mich schon längst entschieden.

[...]

Ich beuge mich nach vorne, flüstere so leise, dass Bene und Lisa mich gerade noch hören können.

„Ihr habt meinen Vater damals nicht so gesehen. Die konnten nichts für ihn tun.“

Sie nicken, sie kennen die Geschichte. Sie wissen, warum ich sie erzähle.

„Seitdem sind 20 Jahre vergangen. Jetzt ist die Medizin weiter.“

„Ach ja? Es ist immer noch nur palliativ.“

Lisa stößt Luft aus und schüttelt den Kopf.

„Manchmal bist du ein zynischer Wichser.“

Ich zucke mit den Schultern und will noch zynischer etwas erwidern, als Bene auf den Tisch schlägt. Lisa und ich fahren erschrocken zusammen.

„Mach die Therapien! Es gibt heutzutage so viele Möglichkeiten! Du könntest locker noch eine ganze Weile leben. Gut leben!“

Er greift nach der Broschüre und hält sie mir vors Gesicht. Er sieht mich an, fast flehend, und ich kann sehen, wie sehr er glaubt, was er sagt. Er lebt diesen Optimismus tatsächlich. Hätte ich seine Lebensgeschichte, könnte ich das auch.

Lisas Blick ist wie der von Bene. Meine Entscheidung wird instabil. Ich sehe uns, wie wir in ein paar Jahren hier sitzen.

Ich wahrscheinlich mit Glatze und im Rollstuhl, selbst im Sommer dick eingepackt in Rollkragenpullover und Wollsocken. Aber zumindest lebe ich noch. Und das Leben hätte auch immer wieder seine schönen Momente. Ich hätte die beiden noch für Jahre an meiner Seite.

Dann der Geruch von Scheiße in meiner Nase, vermischt mit Desinfektionsmittel. Ich schüttelte den Kopf, das Bild löst sich auf.

„Ich habe das schon auf der einen Seite mitgemacht, ich will das nicht auf der anderen Seite nochmal erleben. Ich will nicht ins Krankenhaus. Ich will keine Experimente, keine Vielleichts, keine Alternativmedizin, immer mit der Angst, dass es doch nicht funktioniert. Lasst mich diese vier Monate genießen. Ich will sie mit euch verbringen. Will mit euch hier im Café sein und sonst wie unterwegs.“

Lisa laufen Tränen über die Wangen. Ich will sie abwischen, aber sie weicht meiner Hand aus. Bene faltet die Broschüre auf und betrachtet die erste Seite. Dann reißt er sie langsam auseinander, zerknüllt das Papier in seiner Hand, sieht mich mit ausdrucksloser Miene an und schmeißt mir das Papier ins Gesicht.

„Und dann? Was passiert in vier Monaten?“

Er presst die Zähne so sehr aufeinander, dass seine Kiefermuskeln hervortreten.

„Lisa hat es dir doch schon erzählt.“

„Ich will es aber von dir hören.“

Ich verschränke die Arme. Betrachte den Himmel hinter dem Glas. Spüre ihre Blicke, wie sie warten.

„In vier Monaten werde ich mich von euch verabschieden. Und dann gehe ich in ein Hospiz, irgendwo, wo ihr mich nicht findet.“

„Wieso?“

„Weil ich will, dass ihr mich so in Erinnerung behaltet, wie ich jetzt bin.“

„Als egoistischer Wichser?“ Bene legt seine Hand auf Lisas Schulter. „Und was ist mit uns? Wer bist du, dass du das entscheiden kannst?“

„Es geht um mein Leben, oder?“

„Es geht um all unsere Leben. Nein, es geht um unsere Leben, denn wenn du ... Wenn du tot bist, sind wir noch da. Ich verliere meinen besten Freund. Und durch deine

beschissenen Entscheidungen verliere ich ihn früher, als ich muss. Von Lisa ganz zu schweigen.“

Ich greife nach ihrer Hand, aber sie zieht sie weg. Ich kann sie verstehen, sie beide. Aber diese Entscheidung hat sich angebahnt, als ich mit sieben Jahren vor dem Loch stand, in dem der Sarg meines Vaters lag. Spätestens mit meiner Diagnose habe ich sie endgültig gefällt.

Nach dem Tod meiner Mutter habe ich mir geschworen, es anders zu machen. Mich zu verabschieden. Ich beuge mich nach vorne und Bene hebt den Kopf. Ich will sie fragen, ob sie mich nicht ein wenig verstehen können. Will ihnen sagen, wie sehr ich sie verstehe und dass es mir leidtut.

Ich sehe all die verzweigten Möglichkeiten der Zukunft aufgefächert vor mir. Ich kann meinen Weg wählen, entscheiden, was ich gleich sage. Meine Worte sind dabei noch klar, ihre Antworten schon ein wenig blasser und undefinierter, und wie ich dann reagieren werde, kann ich nur noch ahnen. Aber ich bin zu müde, diese Diskussion weiterzuführen. Ich habe keine Kraft, mir ihre Argumente anzuhören. Keine Energie, nach den Regeln zu spielen. Ich will einfach weg von diesem Tisch. Ich kann im Moment nicht anders.

„Ich habe den Krebs. Ich entscheide, wie ich damit umgehe.“

[...]

Danach liegen wir im Bett und ich stelle mir vor, wie die roten Flecken auf Lisas Oberkörper verblassen. Seit Bene gegangen ist, haben wir nichts gesagt. Wir liegen in der Dunkelheit, und ich spüre, wie Lisa mich ansieht.

„Du kannst auch nicht schlafen.“

Sie seufzt und streckt sich, um an die Lampe zu kommen. Dann dreht sie sich auf die Seite und stützt den Kopf in die Hand.

„Und jetzt? Wie willst du die Zeit verbringen?“

Das Licht lässt ihr Gesicht in einem Halbschatten und die Kontur ihres Körpers leuchtet. Er hebt und senkt sich bei jedem Atemzug. An ihrem Hals ist noch ein Rest der Rötung zu sehen. Ein Bein liegt so nah an meinem, dass ich die Wärme spüre. Ich grinse.

„Mit ganz viel davon.“

Sie schnaubt.

„Damit füllen wir in vier Monaten vielleicht ... eine halbe Stunde?“

Sie lacht und weicht aus, damit meine Hand sie nicht erwischt. Dann beugt sie sich nach vorne, küsst mich auf die Stirn und ich kapituliere.

„Ernsthaft, was willst du machen?“

„Habe ich doch schon gesagt, ich will ein paar Dinge aus der Welt schaffen und so.“

„Schon beim ersten Mal war das Kitsch. So wie die Löffelliste.“

Selbst in meinem Kopf hört sich das nach dem totalen Klischee an. Wie ein Ding aus Filmen oder Serien oder Büchern. Dann denke ich an meine Mutter, an die ersten Tage nach ihrem Tod. Bei meinem Vater war ich wohl zu jung, noch zu kurzsichtig in meinem Denken. Aber nach dem Tod meiner Mutter hielt mich Bene im Arm, in meiner Er-

innerung liege ich tagelang in seinem Bett, bis er mich auf die Beerdigung bringt.

Ich bin so unglaublich wütend. Auf dieses Leben, das bei der Verteilung von Unglück einen scheiß Job gemacht hat. Gleichzeitig denke ich an das, was ich ihr noch hätte sagen wollen. Und nur, weil es in all den Geschichten so ist, heißt das nicht, dass die Realität anders funktioniert.

„Dann lass es Kitsch sein. Ich glaube nicht, dass meine Worte irgendwas geändert hätten, aber ich hätte meiner Mutter gerne noch ein paar Dinge gesagt. Dinge, für die ich zu cool gewesen bin. Zu sechzehn.“

Lisa hebt die Brauen, presst die Lippen zusammen und nickt.

Sie springt auf, verlässt zielstrebig das Zimmer. Keine Ahnung, wohin sie will, aber sie wird gleich wieder da sein. Ich bin mir sicher.

Genauso, wie ich sicher weiß, dass ich diese Frau liebe. Wegen all der Kleinigkeiten. Der Alltagsmomente, die unsere Geheimnisse sind. Der Art, wie wir uns in all den Jahren kennengelernt haben. Wenn sie duscht, hängt danach ein Zipfel des Duschvorhangs über den Rand und tropft auf den Boden. Anfangs habe ich noch etwas gesagt, sie hat versprochen, es zu ändern. Irgendwann wische ich die Pfütze einfach auf. Wenn wir kleine Löffel benutzen, legt sie mir immer den hin, den ich im Flugzeug habe mitgehen lassen. Der mit dem Lufthansa-Logo. Mein Lieblingslöffel. Ich habe das vor Jahren einmal erwähnt, seitdem ist das so. Wir sprechen nicht darüber.

Ich lasse den Kopf zurück aufs Kissen fallen und spüre, wie es mir die Kehle zuschnürt. Weil das unser Alltag ist. Mit all den Dingen, über die ich mich ärgere, mit all den kleinen Streits, die wir jede Woche haben, und all den Sorgen, wie es weitergehen wird, mit dem Café und uns und dem Leben.

Der Krebs hat alles klein gemacht. Und gerade diesen Alltag in seiner Wiederholung so wertvoll. Ich lege meine Finger unter die Rippen und atme tief ein. Taste und habe keine Ahnung, was ich spüre. Ich kenne die Bilder und weiß von diesem dunklen Tier in mir, aber kann ich es wirklich fühlen? Vielleicht sollte ich doch nochmal zum Arzt. Vielleicht haben Lisa und Bene Recht und ich sollte hierbleiben. Muss hierbleiben. Es versuchen. Solange es geht.

Dann huscht Lisa durch die Tür zurück ins Zimmer und klettert aufs Bett. Und ihre Entschlossenheit begräbt meine Zweifel, stabilisiert mein Wanken. Ich nehme meine Hand vom Bauch und drehe mich zu ihr.

„Dann lass uns das richtig machen.“

Ein kleines schwarzes Notizbuch, noch eingepackt, und einer der feinen Gelstifte, die Lisa zu Dutzenden in einer Schublade hat. Transparenter Kunststoff, schwarze Farbe, 0,5 Millimeter Strichstärke. Ich weiß, wie wichtig ihr die Stifte sind, darum benutze ich sie nie. Für mich gilt: Ein Stift ist ein Stift ist ein Stift.

„Bitte sehr.“

„Wofür?“

Lisa knibbelt die Folie des Notizbuches an der zusammengeschweißten Naht auf. Ein fester Einband samt Gummiband, 192 Seiten, liniert. Sie zieht die Folie ab und öffnet es. Der Rücken knistert und die Seiten wehren sich dagegen, voneinander getrennt zu werden. Auf der ersten steht: *In case of loss, please return to.* In ihrer schönen Handschrift schreibt Lisa meinen Namen und die Adresse des Türrahmens.

„Ich weiß, du schreibst kein Tagebuch. Aber du verlangst viel von mir, also verlange ich das von dir. Schreib rein, was in diesen vier Monaten passieren soll. Und dann schreib rein, was wirklich passiert.“

Ich hatte ein Tagebuch, als ich in die Schule kam, weil eine Lehrerin uns gesagt hat, wir sollen eines anfangen. Ich kam nie über die ersten paar Seiten. Ich beschrieb den Schulalltag und dieses Mädchen, das ich damals echt super fand, Maja. Sie hatte den schönsten Hals, ich saß ein paar Reihen hinter ihr. Ich glaube, wir haben in den ganzen vier Jahren nicht einmal richtig miteinander geredet. Wir gingen auf verschiedene Gymnasien, dann zog sie nach Berlin und war weg. Irgendwie war sie meine erste Liebe. Das erste Mädchen, über das ich ganze Nächte lang nachdachte. Aber dann starb mein Vater und alles andere wurde für eine lange Zeit unwichtig.

Ich habe keine Lust, nach all den Jahren wieder mit dem Schreiben anzufangen. Ich werde selbst dieses kleine Notizbuch nie vollbekommen. Aber wenn das die Gegenleistung dafür ist, dass Lisa meinen Plan akzeptiert, ist das in Ordnung.

Lisa schlägt die nächste Seite auf, setzt den Stift aufs Papier und sieht dann wieder zu mir, verzieht das Gesicht.

„Gibt es wirklich keinen anderen Begriff als Löffelliste?“

„Das kommt von diesem Film mit Morgan Freeman und ...“

„Jaja, ich weiß schon, aber es hört sich dämlich an.“

Widerwillig schreibt sie das Wort oben auf die Seite. Ihre Schrift ist so fein wie die Stifte, die sie benutzt, nach oben gezogen und leicht nach rechts geneigt, die Großbuchstaben dreimal so groß wie die kleinen, säuberlich den Linien des Blattes folgend. Ein von ihr beschriebenes Blatt sieht eher nach einer schraffierten Zeichnung aus. Sie hält mir den Stift hin.

„Also, was willst du tun? Ganz konkret?“

Ich habe in den letzten Tagen viel Zeit damit verbracht, genau darüber nachzudenken. Es gibt gar nicht so viele Dinge, die ich unbedingt tun will. All die Dinge, von denen

ich glaubte, sie erledigen zu wollen oder zu müssen, all die ToDos, die mich früher wach gehalten haben, wirken ganz schön klein neben dem Tumor. Er skaliert das Leben neu.

Alle Informationen zum Buch:
[https://www.haymonverlag.at/
produkt/8118/immer-noch-wach/](https://www.haymonverlag.at/produkt/8118/immer-noch-wach/)

Lust, so richtig einzutauchen in neue Geschichten?

In unserem Newsletter versorgen wir dich mit allen Infos rund um unsere Neuerscheinungen, AutorInnen und die Bücherwelt.

[Hier](#) kannst du dich dafür anmelden.